Wunsch und Erfüllung

Autor(en): **Czischka, Rudolf**

Objekttyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Schweiz : schweizerische illustrierte Zeitschrift**

Band (Jahr): **22 (1918)**

PDF erstellt am: **27.05.2024**

Persistenter Link: https://doi.org/10.5169/seals-575288

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.
Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.
Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Ein Dienst der *ETH-Bibliothek*
ETH Zürich, Rämistrasse 101, 8092 Zürich, Schweiz, www.library.ethz.ch

http://www.e-periodica.ch

Wunsch und Erfüllung.

Skizze von Rudolf Czischka, Biel. Nachdruck verboten.

Der Motor arbeitete unregelmäßig wie ein neurasthenisches Herz, und der Flieger fühlte sich über dem leuchtenden Abgrund, so hoch über dem Antlitz der Erde, nicht mehr sicher. Die Hände zitterten, die Stirne wurde eisig feucht, und die Lenkstange war nicht mehr beseelt. Es war die Angst, und der Mann im Fahrzeug war verloren, wenn es die Laune des Luftmeeres wollte.

Und sie wollte es ...

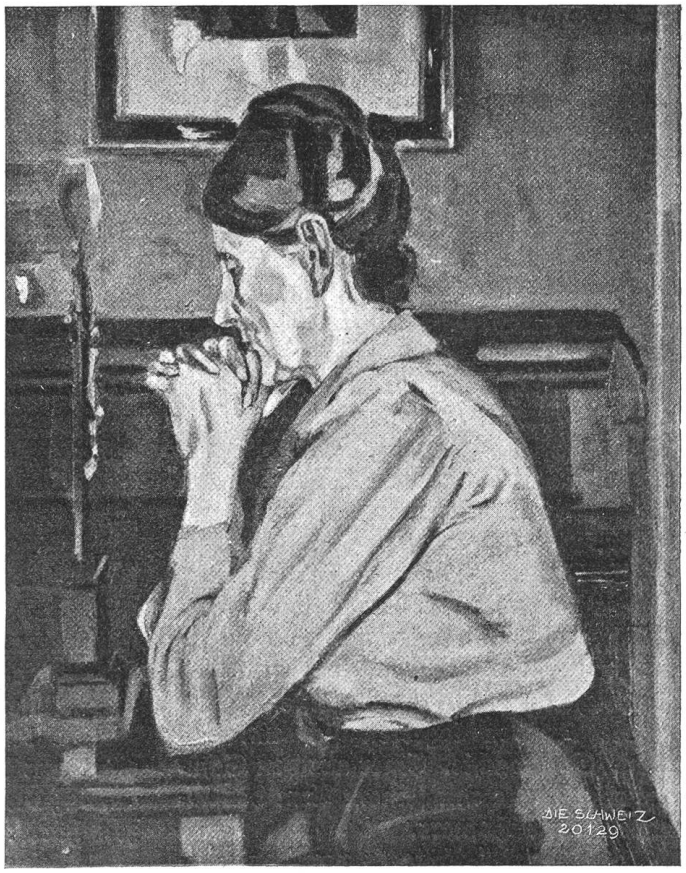
Die Maschine tat einen krankhaften Sprung nach vorne und nach oben — wie eine Pflugschar, die über eine mächtige, unterirdische Wurzel setzt, stellte sich senkrecht und rutschte nach rückwärts ab. Die Luft wurde ihr zur schiefen Ebene.

Mensch und Drache zerschellten in den Kartoffeln — — — — — — — — —

Und nun lasset uns wandern in jene Zeit der Vorgeschichte, da noch der Pterodaktylus in der Abendsonne schwirrte, der Ahnherr des Adlers und der Nachtigall, gefolgt vom Neide seiner Blutsverwandten, die noch als ehrgeizige Fische im Wasser lebten; diese waren sehr dumm, aber Streber sondergleichen und sehnten sich auch nach dem Luftmeer. Tagtäglich konnte man sie beobachten, wie sie sich springend und schnellend über die Fluten erhoben, nach den niederhangenden Blüten schnappten, wie sie, dem rätselhaften Gesetz der Uebung folgend, immer länger in der Luft blieben, drei Sekunden, zehn Sekunden, zwanzig — ach, eine halbe Minute und schließlich noch länger und immer, immer noch länger. Und siehe: es veränderten sich die Kiemen, sie wurden zu Lungen und brannten nicht mehr im Sauerstoff der wasserlosen, der andern Welt, es veränderten sich aber auch die Flossen und wuchsen und wurden zu breiten Flächen. Zu Flügeln!

Der Leib des ehrgeizigen, dummen Fisches paßte sich dem ersehnten Element durch Uebung an. Und eines Tages, vielleicht im tausendsten Glied der Nachkommenschaft, wollte das neue Wesen auf einmal nicht mehr ins Wasser zurück; die gute alte Zeit, sie wurde ihm ein Greuel; es flog nur noch und kroch. Die Natur hatte sich hier als dienstfertige Mäcenin erwiesen, als willige Magd des Wunsches. Das Kriechen auf dem festen Grunde hatte aber auch die kleinen Hinterflossen dem Zwecke angepaßt, und aus dem ehrgeizigen, dummen Fisch war ebenfalls ein Pterodaktylus geworden und aus diesem der Vogel. Der Körper hat seine Umgebung besiegt — — — — — — — —

Abseits vom Sumpfe der ehrgeizigen Fische aber stand ein aufrechtes Wesen, der Vater des heutigen Menschen. Auch



Luigi Grigoletti, Herisau. **Die Mutter des Künstlers.**

dieser Primigenius hegte Wünsche nach dem leuchtenden, lockenden Ozean der Luft; aber er hatte schon zuviel Seele im Leib, zuviel unheilbringenden Geist und wollte die Höhe mit dem Gehirn gewinnen. Noch besaß er Haut genug, wo heute die Achselhöhle klafft und wo die Finger sich spreizen, noch war das Muskelgewirr nicht in endgültige Formen gegossen, und hätte er die Arme geregt, die Luft geschlagen, im Drange, sich zu erheben: er besäße heute das gleiche Flugvermögen wie die Fledermaus, wie der fliegende Hund von Südafrika. Aber er wollte die feindliche Materie mit dem Geiste zwingen, nicht mit dem Körper; er sann auf Maschinen, auf Holzgerüste, die mit Häuten überspannt sein sollten, von andern Maschinen angetrieben.

Und endlich fand er dieses Wunderwerk, erhob sich darauf in die lockende, winkende Höhe, flog wie die Möve, kreiste und jauchzte, und — und stürzte ins Kartoffelfeld, seinen Größenwahn zu büßen.

Die Intelligenz hindert den Menschen am Erfolg.

Der Tod Homers.

Skizze von Sergius Minnich, Zürich. Nachdruck verboten.

Am Gestade des Meeres hatten sie ihn hingelegt, unter den Oelbaum, den er liebte. Zaghaft umstanden die schlanken Knaben den Greis. Da begann einer aus ihnen, ein hochwüchsiger brauner Jüngling mit stillen, dunkeln Rehaugen: „Geliebte, unser göttlicher Lehrer ist tot.“

„Noch lebt er, du Schöner!“ antwortete ihm ein lichter, zarter Knabe mit schwärmerisch feuchten Wimpern: „Horch, er atmet, freilich ganz leise. Ich glaube niemals, daß unser Lehrer sterben kann.“

Ein Wind fuhr in die silberne Krone des Oelbaums, und die Schatten von tausend schmalen spitzen Blättern spielten über das bleiche Antlitz des Schlafenden hin. Der Greis zuckte mit den Lidern.

„Er erwacht,“ rief der braune Jüngling, der zuerst zu reden gewagt hatte; „laßt uns ein wenig zurücktreten und uns neben ihn hinlegen; es könnte ihm den Atem nehmen, wenn wir ihn so nahe umstehen.“

„Er ist ja blind, du Schöner!“ entgegnete der schwärmerische Knabe und schlug seinen Arm fest um des Braunen Nacken.

„Es könnte ihn dennoch beängstigen,“ verwies ihn dieser; „er hat es noch immer gefühlt, wenn man ihm vor die Sonne gestanden!“ Und er löste den Arm des Schmeichelnden sanft von seinem Hals.

Die Knaben lagerten sich um den Alten. Er erwachte. Einer aus den Schülern aber stützte mit seinem Arm das silberne Haupt Homers.

„Hab Dank!“ tönte es von den göttlichen Lippen des Greises. „Bist du's, Charon? Bettest du mich so sorglich in deinen Nachen zur Ueberfahrt?“

„Noch hast du ja das liebliche Leben, Meister! Kennst du deines Schülers Stimme nicht?“

„Wohl kenn' ich sie; es ist die milde Stimme meines Archidaios.“ Der Greis betastete zitternd das glühende Gesicht des Knaben. „Dein Antlitz brennt in meinen Händen; ist es der Durst nach dem Schönen, dem Göttlichen?“

Der Knabe schwieg.

„Es ist doch nicht die Glut der Sonne; vor meinen Augen ist noch nicht ganz schwarz, noch schwimmt ein zarter Schimmer auf meinen Lidern.“ Und der Greis setzte sich völlig auf; aber der Knabe stützte ihn.

„Meister, die Sonne neigt sich dem Meere zu; die Rosse des strahlenden Gottes begehren nach der abendlichen Tränke.“

Homer hob die flache Hand über seine stolzen Brauen, als wollte er einem Sehenden gleich in weite Ferne auslugen: „Ein Gott wird mich geleiten!“

„Wohin, Meister?“ fragten die Schüler. „Wir weichen nimmer von dir!“

„Noch diesen Abend“ — Homers Stimme erklang seltsam weich und feierlich — „noch diesen Abend wird er mich zu den Flüssen der Toten führen.“

Die Knaben schwiegen traurig, und einer aus ihnen fing so heftig zu weinen an, daß der Meister sein gepreßtes Schluchzen hörte:

„Weinet nicht um mich. Denn nicht